



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

D., E.: Münchner Zustände.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Pieper. Zum Polizeipräsident würde ich Geld vorschlagen, aber der Verdacht seiner neuesten heulerischen Tendenzen macht ihn, obgleich er nicht nur ein guter Wähler, sondern auch ein rechtschaffner Bummler ist, vor der Hand unmöglich, daher wäre der Conditor Karbe für diesen Posten am geeignetsten. Wäre dann noch Dierschke, der kein Wolf ist, Präsident der Constituante, Julius Redacteur der Hofzeitung oder Director der Seehandlung, so wäre dem Staat geholfen. — m.

Münchener Zustände.

Der August und mit ihm die Feierlichkeiten für den Reichsverweser sind vorüber, in allen Zeitungen sind die Unterlassungssünden der verschiedenen Ministerien ausposaunt und vom Publikum wieder vergessen; aber trotzdem muß ich nochmals darauf zurückkommen, da man aus der Haltung der hiesigen Bürgerwehr und der verschiedenen Freikorps die Gesinnung der Münchner im Allgemeinen beurtheilen kann. Sie theilen nicht die Sonderungsgelüste, die man so gerne sähen und ihnen beibringen möchte durch den Popanz der Gewerbsfreiheit, womit die „Realitätenbesitzer“ allerdings ins Bockshorn zu jagen sind; sie wünschen wirklich ein einiges kräftiges Deutschland und vindiciren der Centralgewalt allein, als der Repräsentantin des ganzen deutschen Volkes, die Souveränität. Wie unbeliebt mußte sich daher der Minister Thon-Dittmer machen, da er den harmlosen Akt eines Lebehochs für den Reichsverweser den Bürgern verwehrte, nachdem er ganz gegen die Vorschrift ein Hoch für den König von Baiern vorangesetzt hatte, was derselbe jedoch mißbilligt haben soll. Thon-Dittmers Niederlage gegenüber der entschiedenen Haltung der Bürger war um so lächerlicher, als er dieselbe durch die Erlaubniß zum Ausrücken zu bemänteln suchte. Nun erheben sich täglich mehr Stimmen über seine Unmöglichkeit, von allen Theilen Baierns ruft man ihn zu, abzutreten, aber deutsche Minister besitzen nicht so viel Ehrgefühl wie englische und französische, daß sie zurücktreten, wenn sie das Vertrauen der Nation verloren haben, wie es bei dem ehemaligen Bürgermeister von Regensburg der Fall ist, der mit dem gestickten Ministerrock auch neue Gesinnungen angezogen zu haben scheint. Mehrere Carrikaturen auf denselben fanden deshalb ungeheuern Absatz und besonders eine, die ihn auf einen Waagebalken sitzend darstellt, wo er trotz der Gegenanstrengung des Kriegsministers von einem einzigen Landwehrmann weit überwogen wird. Ueberhaupt fängt die Presse mehr und mehr an ein Gewicht zu bekommen und die Regierung sucht auch ihrerseits das Publikum zu bear-

keiten, thut es aber in sehr plumper Weise. Eines der ersten Regierungsorgane ist die „neue Münchner Zeitung“, deren Hauptarbeiter Seuffert ist und leider nur zu oft die undankbare Aufgabe hat, unerklärlichen Schritten der Regierung die beste Seite abzugewinnen und zu beweisen, daß dieselben nicht reaktionär sind, so sehr auch der Anschein dafür spricht. Ein andres Blatt mit ähnlichen Tendenzen ist der „Reichsbote“, dessen niedrige Speichelleckerei und jedem Fortschritt feindliche Gesinnung den Leser zwingt, sich den traurigen Gedanken hinzugeben, daß auch jetzt von der Regierung das Versprochene nicht gehalten wird, wenn man es ihr nicht abträgt; denn diese beiden angeführten Blätter, besonders das letztere, sind es, welche von den Ministerien den verschiedenen Aemtern, ja sogar den Soldaten empfohlen, d. h. befohlen sind und auf Regiekosten gehalten werden müssen. Das Volk muß also noch die Steuern zahlen, um sich systematisch verdummen zu lassen. Glücklicher Weise sind der Leser dieser Blätter nur sehr wenige, während das Journal „Vorwärts“ mit rein demokratischen Prinzipien und meist von Studenten geschrieben, täglich ein größeres Publikum gewinnt. In ähnlicher Weise wirken die „Leuchtkugeln“, welche mit heißem Spott dem alten Poppe zu Leibe gehen und jeden Hemmschuh der neuen Zeit mit dem grellsten Lichte beleuchten. Das einzige, was diesen Blättern fehlt und gewiß auch ihre größere Verbreitung hindert, ist Gemüth, die Grundlage des ächten Humors. Kaufmännische Satire beschäftigt wohl den Verstand, das Herz geht aber leer aus, man wird nicht aufgeheitert, sondern erbittert. In dieser Hinsicht zeigen die „fliegenden Blätter“ einen richtigeren Takt. Sie sind seit Aufhebung der Censur eher milder in ihren Darstellungen geworden, behielten die harmlose Grundlage und werfen nur hie und da einen Blitzstrahl auf die Schattenseiten unserer Politik. Das Publikum dankt es ihnen auch gewiß, denn müde gehegt von der Tagesliteratur findet es hier einen heitern Ruhepunkt, begegnet in jeder Zeichnung der fertigen Hand eines andern Künstlers und oft wahren Meisterstücken der Xylographie, was bei den Leuchtkugeln, wo die meisten Illustrationen von Einer Hand und über den nämlichen Leisten geschlagen sind, nicht so der Fall ist. Im Ganzen aber liegt der literarische Verkehr, der freilich hier nie sehr bedeutend war, nebst dem Buchhandel ganz darnieder, mit Ausnahme der Kreuzerliteratur, die sich noch auf den Weinen (der Colporteur's) hält.

Unserer Regierung sind diese fliegenden Buchläden wohl ebenso ein Dorn im Auge wie jener in Berlin, und es wird nicht mehr lange dauern, so werden auch sie, eine der letzten Errungenschaften des März, die noch übrig sind, verschwinden. Hat man doch die Landwehr mit dem entehrenden Namen Polizeigardisten bedient, damit sie sich freiwillig auflöst, hat man doch systematisch fast in ganz Deutschland die demokratischen Vereine aufgehoben und verpönt, so daß selbst Dr. Eisenmann endlich an Reaktion glaubt, warum nicht auch die Censur wieder einführen? (!) Zwar hat in Nördlingen eine Verbrüderung der constitutionell-monar-

hischen und der demokratischen Vereine Baierns und Württembergs stattgefunden, wozu auch der hiesige „Bürgerverein für Freiheit und Ordnung“ Deputirte geschickt hat, aber er desavouirte dieselben, weil sie für Festhaltung des demokratischen Princips stimmten.

Bei Gelegenheit einer Verbrüderung fällt mir das Verbrüderungsfest zwischen Militär und Bürgerwehr ein, welches zu Ehren der von Schleswig-Holstein heimgekehrten bayerischen Offiziere gefeiert wurde. Leider haben zwei dieser wackern Kämpfer die Heimath nicht wieder gesehen, Waldmann und Corneli; doch würde Niemand das junge Blut beklagen, das sie für Deutschlands Ehre verspritzt haben, wenn man nicht fürchten müßte, daß es umsonst gewesen. Schon daß ein Waffenstillstand mit Dänemark geschlossen werden sollte, hat hier in allen Kreisen großes Mißfallen erregt, welches sich gegenwärtig zu wahrer Erbitterung gegen Preußen*) steigert, da die Dauer desselben und die Bedingungen bekannt wurden, welche möglicherweise einen Bruch zwischen dem südwestlichen und nordöstlichen Deutschland zur Folge haben können. Schon die Art und Weise wie das tapfere von der Tann'sche Freikorps aufgelöst wurde, hat die Münchner in Aufregung versetzt und die Innigkeit beim Empfang des tapfern Majors gesteigert. Eine kurze Skizze dieses in den Zeitungen so oft genannten Mannes, dem bei den kriegerischen Aussichten unsrer Zeit gewiß eine große Zukunft vorbehalten ist, dürfte den Lesern der Grenzboten vielleicht nicht uninteressant sein. Ludwig von der Tann wurde im Städtchen Tann in Unterfranken an dem Tage geboren, an dem Napoleons Stern für immer unterging, nämlich am 18. Juni 1815, am Tage der Schlacht bei Waterloo. Er wurde in der königlichen Pagerie erzogen, trat dann als Lieutenant in das hiesige Artillerieregiment Prinz Luitpold, avancirte als tüchtiger Offizier bald bis zum Hauptmann im Generalquartiermeisterstab und ward Flügeladjutant des Kronprinzen, jetzigen Königs Max. Während dieser Zeit hatte er zu seiner Ausbildung größere Reisen unternommen, unter andern nach Algier, um die Kriegführung der Franzosen daselbst zu studiren, wohnte später dem Uebungslager bei Lyon bei und ging endlich in diesem Frühjahr als Major nach Schleswig-Holstein. Seine Untergebenen rühmen seine Milde und Güte, und daß er das Vertrauen derselben zu gewinnen, Klugheit und Tapferkeit richtig zu verbinden weiß, hat er unter den Augen von ganz Deutschland bewiesen. Was sein Aeußeres betrifft, so ist er von mittlerer Größe, schlank gebaut, blaß und blond, ein deutscher Krieger, aber kein Bramarbas, wie so Manche, die seit dem letzten Armeebefehl, der gegen 200 neue Lieutenants ernannte, den Säbel über das Pflaster klappern lassen, nachdem sie früher, als sie noch den Studentenrock trugen, oft über die jungen Offiziere gelächelt haben. Kleider machen Leute.

Noch muß ich zwei öffentliche Charaktere erwähnen, welche in neuerer Zeit

*) So sind die Süddeutschen.

Manches von sich sprechen machten und in Folge von Karikaturen als die beiden Münchner Volkstribunen bekannt sind. Der erste ist der Literat C. W. Vogt, ein kleines Männlein mit seiner Stimme, aber gewandt in Wort und Schrift und nicht verlegen mit heißendem Spott den Gegner niederzuwerfen, wenn die gewöhnlichen Mittel der Beredsamkeit nicht ausreichen wollen. An der Spitze eines Clubs, der sich das Ziel gesteckt hatte, in regelmäßig wiederkehrenden Volksversammlungen die niedern Stände über die Tagesfragen aufzuklären und als sein Hauptorgan den Münchner Gilboten benützend, war es ihm gelungen ein bedeutendes Publikum zu gewinnen und er hätte vielleicht viel Gutes leisten können, wenn nicht Machinationen von Oben und die brutale Gewalt eines Theiles der Bürgerschaft sein Wirken paralytirt hätten. Leider findet er wegen seiner frühern so loyal gehaltenen Gedichte über die Wittelsbacher und Hohenschwangau bei den gebildeten Liberalen wenig Anklang und imponirt dem ungebildeten Publikum zu wenig durch seine persönliche Erscheinung.

Der andere Volkstribun ist ein gewisser Herr Say, ebenfalls eine sehr winzige Personage, ehemals selbst Arbeiter, später Poet, gegenwärtig Verkäufer von Flugblättern und Vorsitzender eines Arbeitervereins. Nicht so begabt und nie so bekannt wie Vogt, beschränkte sich sein Wirken mehr auf die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen und war fast wieder verschollen, bis er erst kürzlich am Grabe des im Schackammertumulte erschossenen Bäckergefellens eine Leichenrede hielt, weil kein Pfaffe für die verzweifelte alte Mutter, des Opfers eines rohen Soldknechts, ein Wort des Trostes finden konnte. Auch er imponirt zu wenig durch sein Neußeres, um als Münchner Demosthenes wirksame Philippiken zu donnern.

Daß die Kunst gegenwärtig in dem sonst so kunstreichen Athen an der Isar daniederliegt, ist wohl mehr eine Folge der unruhigen Zeiten als der Thronentsagung des Königs Ludwig. Unsere Künstler, die noch immer ein eignes Freikorps bilden, hatten seit März zu viel zu exerziren und Patronillen zu machen, als daß die Mäusen vor dem beständigen Waffelärm nicht hätten Reißaus nehmen sollen. Die gegenwärtige Kunstausstellung zeigt dies deutlich genug. Das historische Fach ist sehr wenig vertreten, besser das Genre und die Landschaft. Heiligenschildereien, die während Abels Periode so beliebt waren, haben fast ganz aufgehört. Französische und niederländische Künstler lieferten manches Gute, besonders im Genre und in Seestücken, ich will jedoch blos von den Bildern hiesiger Künstler einige anführen, die von besonderer Bedeutung sind. Sakantala, umgeben von ihren Gespielinnen, stunt einem Gedichte auf ihren Geliebten nach, von Ludwig Thiersch; ein Bild, das viel an Nidel erinnert, den der junge Künstler sich auch zum Muster genommen zu haben scheint.

Von Professor Moritz Schwind ist ein großes allegorisches Bild da: der Rhein, umgeben von Nixen, die den Nibelungenschatz tragen, seinen Gesang auf der Fidel des Volker begleitend. Die Nebenflüsse, an den Gebäuden und Em-

blenden, die sie tragen, kenntlich, lauschen seinem Liede. Am Ufer sitzen die drei Rheinstädte: Speier, Worms und Mainz. Das sonst schöne Bild läßt, wie so viele allegorische Darstellungen, den Beschauer kalt, denn die Grenze der Malerei ist überschritten und der Künstler muß das Wort zu Hilfe nehmen, sein Werk zu erklären.

Vom Rhein werden wir plötzlich nach den Pampas von Buenos-Ayres versetzt. Moritz Rugendas, der viele Jahre in Südamerika verlebte und nun in München zu weilen gedenkt, brachte uns einen Rückzug von Indianern aus dem Stamme der Peguenches nach dem Ueberfalle einer Meierei zur Anschauung. Die flüchtigen Indianer werden von Landbewohnern (Gauchos) verfolgt, welche die gefangenen Frauen zu befreien und den Wilden ihre Beute wieder abzujaßen suchen.

Von Werken der Bildnerei sind wohl Schwanthalers Statuen für die böhmische Ruhmeshalle in Libach bei Prag, von denen zwei schon in Erz gegossen zur Ausstellung kamen, das interessanteste.

Unser jetziger Theaterintendant scheint auch das Versäumte nachholen zu wollen und bringt ziemlich viel Neues, wovon jedoch G. Freitags Valentine unstreitig mit dem meisten Beifall aufgenommen wurde, obwohl ein großer Theil des Publikums noch nicht auf der Stufe steht, die Idee des Stückes ganz zu erfassen. Aber noch einige ähnliche Schauspiele und ein Theil des bisherigen Plunders wird vom Repertoire verschwinden. —

E. D.